



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue Romane.

Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Originalromane, herausgegeben von Otto Müller. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn. — 2. Band: Charlotte Ackermann, Roman von Otto Müller. —

Es ist nicht zum ersten Mal, daß Herr Müller sich in einer Gattung versucht, welche mehr für eine literarhistorische, als für eine epische Behandlung geeignet zu sein scheint. Sein früherer Roman, der das Leben Bürgers zum Gegenstand hatte, und aus dem das Drama von Mosenthal hervorgegangen ist, wird dem Lesepublicum noch in Erinnerung sein. Wenn sich schon gegen den historischen Roman überhaupt, insofern er sich nicht mit einer Schilderung der Zeit im allgemeinen, sondern mit der Charakteristik bestimmter historischer Persönlichkeiten beschäftigt, sehr erhebliche Einwendungen machen lassen, so gilt das noch vielmehr vom literarhistorischen Roman. Es wird dem historischen Novellisten leichter werden, Männer, die sich im militärischen oder im Staatsleben ausgezeichnet haben, im Dialog so zu charakterisiren, daß unser historisches Wissen nicht beleidigt wird: denn bei diesen kommt es mehr darauf an, was sie gethan, als was sie gesprochen haben, und dem Dichter wird in letzterer Beziehung eine gewisse Freiheit zugestanden werden können, namentlich wenn es sich um Personen handelt, die unserem Gedächtniß nicht detaillirt überliefert sind. Anders ist es mit Dichtern und Schriftstellern. Bei ihnen erschöpft sich fast das ganze Interesse in ihren Werken, die uns vorliegen, die wir vergleichen können, von denen wir keine Abweichung dulden, und so bleibt dem Romanschreiber dann nur die Wahl, sich entweder knechtisch seinen Quellen anzuschließen, was jede freie poetische Schöpfung unmöglich macht, oder uns unter bekannten Namen fremde Personen einzuführen. Diejenigen, welche der Literaturgeschichte wirklich im Detail mächtig sind, werden durch eine solche halb novellistische Darstellung niemals befriedigt werden und für die übrigen wird durch das literarhistorische Costüm nicht der geringste Reiz hinzugesügt. Herr Müller scheint für den gegenwärtigen Roman, der sich mit den Hamburger Literatur- und Theaterzuständen seit dem Jahre 1774 beschäftigt, recht umfassende Studien gemacht zu haben, warum hat er dieselben nicht zu einer literarhistorischen Monographie benutzt? Innere Wahrheit und Uebereinstimmung ist nicht erreicht worden, nicht einmal im Stil ist der Ton der Zeit wiedergegeben. Hören wir z. B., wie der berühmte Eckhof sich S. 38 über die Heldin des Romans ausspricht: „So sehr ich die kleine Ackermann als geniale Künstlerin schätze, so mehr noch beuge ich mich vor ihrer genialen Weiblichkeit. Ich habe kein Wort dafür, aber in diesem Mädchen ruht etwas wie dämonische Gewalt, womit sie es uns anthut . . . Die Seele, diese wunderbare, tiefe, aller innigen und gewaltigen Gluthen volle Seele,

die hat sie nicht erlernt, so wenig als das Seherauge, mit dem sie in die Menschenbrust blickt. . . . Dabei die feine Nuancirung in der Charakteristik ohne Kofetterie, diese geistvolle Auffassung und Durchgeistigung der Rolle und die ruhige Plastik selbst in den leidenschaftlichsten Momenten, und das alles mit einem Tauffchein, der noch nicht achtzehn Lenze nachweist — wahrlich, wer da nicht an den gebornen Genius glaubt, der möge ewig dem Handwerke seine Bewunderung zollen, die wahre Kunst wird er nie begreifen.“ — So spricht man wol im Jahre 1834, so sprach man aber nicht 1774. Wenn dieser Ton der höhern Prosa verfehlt ist, so gilt das noch weit mehr von der gewöhnlichen Form der Unterredung. Auch darin hat jedes Zeitalter seine eigne Art und Weise; Herr Müller tritt aber aus dem seinigen nicht heraus. Wenn so die Charakteristik jener Literaturperiode als verfehlt bezeichnet werden muß, so drängt wieder auf der andern Seite die literarhistorische Genremalerei und die Reflexion über Gegenstände der Kunst und der Gelehrsamkeit das eigentliche Romaninteresse zurück und so werden wir nach keiner Seite hin befriedigt. — Die Gattung ist auch von mehren andern Schriftstellern angebaut, z. B. von Heinrich König, Kleucke u. s. w. Dem raisonnirenden halbgebildeten Publicum unserer Tage hat man dadurch wol dankbaren Stoff zu neuem Raisonnement geboten, aber weder den echten Liebhaber, der unmittelbar afficirt sein will, noch den Kenner hat man befriedigt. Um ein solches Gemälde auch nur einigermaßen naturgetreu und interessant zu machen, ist ein sehr feines historisches Verständniß, und ein ganz außerordentliches Talent der Nachbildung erforderlich, und wer das besitzt, kann etwas Besseres machen. —

Marguerite, Roman von Dr. Christian Birch. 3 Bände. Berlin, Vereinsbuchhandlung. —

Dieser Roman gehört dem entgegengesetzten Genre an, er sucht durch die Wucht der Thatsachen und Schilderungen zu wirken. Das Talent des Verfassers läßt sich mit dem von Eugen Sue und seiner Schule vergleichen, womit wir aber nicht an die Niederlichkeiten und Unsittlichkeiten dieser Franzosen erinnern wollen, sondern nur an die Fähigkeit, lebhaft und mit einer gewissen Ueberreizung der Phantasie zu schildern. Einzelne von diesen Schilderungen sind vollkommen gelungen, namentlich in den ersten Theilen, die auf den Antillen spielen, weniger die Schilderungen aus Paris. Aber in der Composition ist der Verfasser schwach. In der Aufeinanderfolge der Thatsachen herrscht die absolute Willkür. Die wunderbarsten Zufälligkeiten und die buntesten Abenteuer drängen sich so hart aneinander, daß unsere Phantasie abgespannt wird und zuletzt auch das Ungewöhnlichste mit Gleichgiltigkeit hinnimmt. Außerdem hat es der Verfasser darin versehen, daß er sich zu sehr in die Breite ausdehnt, daß er uns gleich zu Anfang eine Menge von Personen vorführt, für die wir uns nicht im geringsten Grenzboten. II. 1854.

interessiren und die auch im weitern Verlauf nur ganz zufällig, wie es dem Verfasser grade einfällt, eine Stellung gewinnen. Doch würde hier durch Kritik und Nachdenken noch manches zu verbessern sein, und wir möchten dem Verfasser mehr Talent zuschreiben, als dem des vorhergehenden Romans, sowie wir auch den Gegenstand für zweckmäßiger halten. Lobenswerth ist noch, wenn man an den herrschenden Ton unserer Romane denkt, daß sich die Personen dieses Romans im allgemeinen so benehmen, wie sie sich schicklicher Weise benehmen sollen und daß, wenn eine Abweichung stattfindet, der Dichter nie unklar darüber ist. Feinere Züge kommen im ganzen wenig vor. Die Geschichte ist aus dem groben, aus dem sinnlichen Material herausgearbeitet. —

Aus der Welt des Herzens. Roman von Oswald Tiedemann. 2 Bände.
Zwickau, Thost. —

Das Talent und die Bildungsstufe des Verfassers ist ungleich geringer, als das des vorigen. Er scheint sich die Aufgabe gesetzt zu haben, von dem Schauspielersleben und seinen Beziehungen ein idealisirtes Bild zu geben. Das läßt sich auf zweierlei Weise denken, entweder humoristisch oder durch künstlerischen Ernst. Das erste hat Goethe im Wilhelm Meister auf das glücklichste erreicht, das zweite wird immer seine sehr großen Schwierigkeiten haben, da in der wirklichen Darstellung des Künstlerlebens das Handwerk doch zu sehr hervortreten muß, um das Festhalten einer einheitlichen idealen Stimmung zu verstaten. Offenbar hat der Verfasser beabsichtigt, nach dieser Seite hin zu idealisiren, aber es ist ihm mit seiner Anerkennung des Schauspielerslebens kein rechter Ernst. Der Held und die Heldin des Stückes betragen sich immer wie vornehme Leute, die nur nebenbei und gewissermaßen incognito die Künstlerlaufbahn betreten haben. Daneben wechseln in der Darstellung Empfindsamkeit und unnatürlich gesteigerte Stimmung mit trivialen Geschichten und trivialen Gedanken ab. Die Charaktere, obgleich nicht sehr künstlich angelegt, verwandeln doch in jedem Augenblicke ihre Physiognomie, und, was das Schlimmste ist, zuletzt werden wir in das Gebiet der Criminaljustiz eingeführt, die mit einer höchst bedenklichen künstlerischen Nachlässigkeit behandelt wird. —

Der Jahrmart zu Lorenzkirchen, Volksgemälde von Albert Reinhold.
Zwickau, Thost. —

Bei dem Titel Volksgemälde glaubten wir uns in das Genre der Dorfgeschichten versetzt, indeß schon der Stil belehrt uns eines andern. „Der Wanderer stand noch im Blütenlenz des Daseins. Auf dem schlanken Körper wiegte sich der Kopf eines Antinous. Lichtbraune Locken küßten in unregelter Fülle die weiße Stirn u. s. w.“ Freilich auf der nächsten Seite: „Ihr werdet es nicht gut lesen können, der Kerl schreibt eine etwas undeutliche Pfole.“ Aber dann

wieder: „Der überfelige Bräutigam schwamm in einem Meer voll Sonne. Auch Emmas reizendes Gesicht strahlte in stiller Heiterkeit und die fußgerechten Lippen zuckten zuweilen in Lachreiz und zeigten der Perlenzähne untadelhafte Reihen, leuchtendes Elfenbein zwischen schwellendem Purpur.“ Sodann: „Heiter und rosig entwand sich der junge Morgen den schlummerfesselnden traumumspinnenden Armen der Nacht und schaute sich mit den klaren Augen um, ob auch alles wach sei und freudig gerüstet zum Tagewerk. Kosend und schmeichelnd berührten seine Lippen die Fluten des Elbstroms, der unwirsch und mürrisch von der gestrigen Anstrengung vielleicht noch schlaftrunken die nassen Glieder dehnte und eine weite graue Decke über sie gespannt hielt, daß der Strahl der Morgenröthe nicht sein Antlitz blende. Doch nicht lange widerstand der Grollende der freundlichen Liebesbitte, lüde Lüftchen küßten die Krystallungen munter, daß sie bald hellglänzend strahlten und zogen den feuchten Dunstüberwurf leise mit sich hinweg und führten ihn hoch hinauf in den blauen Aether u. s. w.“ Daß dieser Ton nicht der eines Volksgemäldes ist, wird man uns wol zugeben, aber wir finden auch nicht, daß der Inhalt zu diesem Titel berechtigt. Die handelnden Personen sind nämlich theils vornehme Leute von ziemlich blasirter Art, theils Gaukler, die durch sehr schreckliche und tragische Schicksale ins Unglück gekommen sind. In einzelnen Kraftscenen wird die Erfindungsgabe Eugen Sues noch überboten. Nur ein Beispiel. Ein Mann aus den gebildeten Classen muß wegen eines Duells flüchten, er tritt in einer Menagerie als Neuseeländer in Dienst und muß täglich vor den Augen des Publicums lebendige Vögel fressen und nach der Scheibe schießen. Die Frau des Menageriebesizers liebt ihn und vergiftet deshalb ihren Mann, halb und halb mit Bewissen des Geliebten. Einmal sieht der Neuseeländer, als er gerade einem Huhn das Blut ausgesogen, im Publicum eine ehemalige Geliebte aus den höheren Ständen, er wird in Folge dessen grimmig und hat mit seiner wilden Freundin nach Abgang des Publicums bei Nacht eine sehr heftige Scene, wo diese durch seine Vorwürfe so gereizt wird, daß sie den Käfig des Löwen aufreißt, um sich mit ihrem Liebhaber von demselben verzehren zu lassen. Der Löwe springt auch auf sie zu und trifft die nöthigen Anstalten, allein durch den starren Blick des Neuseeländers wird er in seinen Käfig zurückgetrieben. Zeuge dieser ganzen Scene ist ein blasirter Herr, ein alter Todfeind des letztern, der jenes Duell mit ihm gehabt, und der nun unter dem Parquetboden, auf dem das Ganze vorgeht, im Starrkrampf zusammengekauert liegt. Als er nach einiger Zeit vom Publicum aus seinen Feind mit Hohn und Spott überhäuft, schießt dieser ihm den Pfeil durchs Herz und entflieht dann in wilden Sprüngen mit seiner Freundin, der Löwenbändigerin, vom Publicum als ein Wahnsinniger angesehen. —

Santa Margherita, Zeitgemälde der östreichischen und italienischen Kämpfe unter
Nadežky. Von Otto Dijon Freiherrn von Monteton. 2 Bde. Magde-
burg, Bäusch. —

Der Verfasser dieses Zeitgemäldes ist im ganzen friedseliger, als der des
Volksgemäldes. Er schildert die Feldzüge des Nadežky in Italien ziemlich aus-
führlich und zwar mit entschieden östreichischer Gesinnung, mit großer Verach-
tung gegen die Italiener, und dazwischen eine sanfte Liebesgeschichte nebst kind-
lichen Gemüthern und Betrachtungen über die von der Natur gepredigte Allmacht
Gottes. In diesem Roman sind wir völlig auf dem bekannten Niveau der
Tromlig u. s. w. —

Meister Ludwig Tieck's Heimgang, Novelle von Adolph Zeising. Frankfurt,
Meidinger Sohn. —

Ein wunderliches Buch, bei dem wir nicht recht wissen, was wir daraus
machen sollen. Zunächst verstehen wir nicht, warum es der Verfasser Novelle ge-
nannt hat, denn es enthält keine Erzählung, sondern nur eine Reihe von Ge-
sprächen, vorzüglich zwischen zwei Personen, einem gewissen Roderich, Verehrer
von Tieck, lyrischer Dichter, leidenschaftlicher Romantiker und Gefühlsmensch, und
einem gewissen Julian, Kritiker und Literaturhistoriker, Erbfeind der Romantik und
Verstandesmensch. Diese beiden Personen sprechen vielerlei Zweckmäßiges und
Unzweckmäßiges über das Wesen der Romantik und über das Leben in Berlin.
Warum sie es eigentlich thun, wird nicht deutlich, da die Unterhaltungen zu kei-
nem Resultate führen. Einige Liebesgeschichten kommen auch dazwischen, aber
nur episodische. Vollends verleren wir die Fassung, als wir plötzlich unter Tisch-
rücker und Klopfsgeister gerathen. Es sind außerdem noch vielfache Beziehungen
auf Dinge darin, die wir nicht kennen. Kurz, es sind Rhapsodien eines unzwei-
felhaft gebildeten Mannes, der aber doch zweckmäßiger gethan hätte, sich entweder
für Poesie oder für Prosa zu entscheiden, denn diese Mischung aus beiden, die
freilich sehr romantisch ist, macht doch in unsern Tagen keinen Eindruck mehr. —

Queechy, von Elisabeth Wetherell; deutsch von Ernst Susemehl, Leipzig, Koll-
mann, 5. und 6. Band. —

Als wir die vier vorhergehenden Bände besprachen, haben wir der Verfasserin Unrecht gethan. Wir glaubten nämlich ganz fest, die Geschichte wäre zu
Ende, da wir von früher her ihre Neigung kannten, mitten in der Erzählung
abzubrechen. Dem ist aber nicht so. Die Liebesgeschichte wird auf eine solide
Weise erledigt. Fleda, die Heldin des Romans, heirathet den Mann, den wir
ihr gleich anfangs zugedacht haben, und es ist gegründete Vermuthung vorhanden,
daß sie miteinander glücklich werden. Kurz vor dem Ende des Romans bringt
die Verfasserin, die eine unangenehme Neigung für Todesscenen hat, noch unnö-
thigerweise eine von den beteiligten Personen um. Was jene Liebesgeschichte

betrifft, so ist sie offenbar zu lang ausgesponnen. Die beiden Leute sind gleich zu Anfang des Romans vollständig ineinander verliebt, und das einzige Hinderniß der Heirath war die zu große Jugend Fledas. Aber im 3. Bande hat sie das heirathsfähige Alter erreicht, und es ist nicht der geringste ersichtliche Grund vorhanden, ihr Glück zu verzögern. Statt dessen wird sie noch durch drei Bände hindurch mit allerlei Prüfungen gequält, die ganz unnöthig sind, da ihr Geliebter von ihrer Vollkommenheit aufs innigste durchdrungen ist. Auf die christlichen Doctrinen der Verfasserin, die sich zuweilen in recht ungehöriger Stelle zudrängen, haben wir bereits aufmerksam gemacht. — Ueber diesen sehr erheblichen Ausstellungen dürfen wir aber nicht übersehen, daß die Verfasserin eine sehr gebildete Frau ist, ein feines Gefühl, und für die Details des Lebens ein scharfes und glückliches Auge hat. Als Ganzes kann uns die Novelle nicht fesseln, aber sehr viele Einzelheiten erregen ein lebendiges und warmes Interesse. — Die Verwandtschaft der Verfasserin mit den englischen Damen Currer Bell und Julia Kavanagh haben wir schon angedeutet. Die Grundlage ist fast bei allen dreien die nämliche, und selbst in dem Rahmen und in dem Faden der Erzählung ist die gegenseitige Einwirkung unverkennbar. —

Die Nachtlampe von A. v. Sternberg. 2. Band. Berlin, Decker. —

Herr von Sternberg kommt uns zuweilen vor wie der letzte der deutschen Romantiker. Zwar ist der frivole Beischnack, den er meistens seinen Erzählungen zu geben weiß, nicht ganz im Geist der eigentlichen Romantik; aber seine Erfindung, die Methode seiner Composition, seine Farbe und Charakteristik sind noch ganz in der Tieck-Hoffmann-Gichendorffschen Weise. Der gegenwärtige Band enthält eine Reihe artiger Capriccios, die wol ein flüchtiges Interesse hervorrufen können; eigentlicher Inhalt ist nicht darin zu finden. —

Das stille Haus, eine Erzählung für Winterabende von A. v. Sternberg, Berlin, Decker. —

Wir können von diesem Capriccio, welches nur die äußere Form einer zusammenhängenden Erzählung trägt, eigentlich aber aus einer bunten Reihe von Bildern zusammengesetzt ist, etwas Aehnliches sagen, wie von dem vorigen. Es ist so viel Hoffmann darin, als bei einem leichtsinnigen Weltkinde nur immer denkbar ist. Es fehlt nicht an Geistergeschichten, an vermauerten Nischen mit lebendig begrabenen Personen, an labyrinthischen Treppen, die den Uneingeweihten in der Irre herumführen, ja es fehlt selbst nicht an einer Theorie der dämonisch-magnetischen Willenskraft. „Es gibt kein Wunder, von dem uns in den Traditionen der Völker berichtet wird, das nicht auch in unsern Tagen möglich wäre, wenn nur die ausreichenden Kräfte da sind und die rechten Mittel angewendet werden. . . . Der Glaube, der Wunder wirkt, ist die höchste Ecstase der Seele und das Zusammenwachsen aller ihrer Kräfte, und der Wille, der Wunder wirkt,

ist auch nichts Anderes. . . . Die Geister der Verstorbenen erscheinen uns! Das ist unrichtig ausgedrückt. Es muß heißen: unser Wille zwingt einen Willen, der von seinem Körper abgelöst ist, sich unserer Organe zu bedienen, um sich für wenig Augenblicke einem Körper zu leihen, der geschaut werden kann. Der abgelöste Wille oder Geist eines Verstorbenen ist uns immer nahe, und wenn wir ihn nur zu rufen verstehen, so kommt er. Es ist aber nicht nöthig, daß er uns sichtbar in einem körperlichen Scheinbilde erscheint, er kann auch als Gedanke, als Traum, als Bild in unsere Seele gleiten u. s. w.“ Natürlich treibt Herr v. Sternberg mit allen diesen Geschichten nur Spaß; und das ist es eben, was die neueste Romantik von ihrer ehrbaren älteren Schwester unterscheidet. —

Laura, ein Roman von Georges Sand, nach der Handschrift des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von August Scheler, rechtmäßige deutsche Ausgabe, 2 Bde. Brüssel und Leipzig, August Schöne. —

Warum Herr Scheler grade aus einer Handschrift übersetzt hat, ist uns nicht bekannt, da wir bereits vor einiger Zeit gleichfalls in einer Brüsseler Buchhandlung das Erscheinen des Originals angezeigt gefunden haben, noch weniger, warum die Buchhandlung es für nöthig gehalten hat, einen Roman von Georges Sand durch eine Einleitung von Herrn G. M. Dettinger dem Publicum zu empfehlen, über die man erstaunen würde, wenn bei dieser Persönlichkeit dem Gefühl des Erstaunens überhaupt noch ein Raum zu geben wäre. Was den Roman selbst betrifft, so fehlt auch ihm keineswegs jener Reiz, der alle Werke der berühmten Dichterin auszeichnet, jene Wärme der Imagination, die halb sinnlicher, halb geistiger Art ist, und die uns wenigstens für den Augenblick mit fortreißt, auch wenn wir mit unserer Vernunft Widerstand leisten müssen. Aber er ist allerdings viel schwächer, als eine von den früheren Leistungen der geistvollen Frau und reiht sich auch in dieser Beziehung an das Château des Désertes an, mit dem er in Beziehung auf den Stoff am nächsten verwandt ist. Georges Sand hat sich aus der idyllischen Darstellung ländlicher Zustände, der sie einige der glänzendsten ihrer Dichtungen verdankt, wieder in das empfindsame Leben der Salons und der Künstlerwerkstätte begeben. Daß sie diesen Weg wieder nehmen würde, war vorauszusehen, da ihre eigentliche Natur sie dahin trieb und da wir überhaupt die ländliche Poesie nur als episodische Beschäftigung gelten lassen können. Aber der Sprung ist zu hastig: dort der reine aller Kultur widerstrebende Naturwuchs, hier eine ätherische, überschwengliche Empfindsamkeit, für deren Verständnis uns aller Schlüssel fehlt. Der Roman behandelt die Geschichte einer jungen Frau, die zwar nicht vollständig wahnsinnig geworden ist, die aber alle Fähigkeit, ihren Willen zu concentriren, verloren hat und die sich in einer inhaltslosen, nachwandlerischen Ruhe umhertreibt, bis ihr durch die Liebe zu einem Künstler das Leben wiedergegeben wird. Wenn wir die Scenen, die aus diesem seltsamen

Problem hervorgehen, im einzelnen betrachten, so werden wir zuweilen von einem großen Zauber der Poesie umfangen, aber als Ganzes befriedigen sie uns nicht, denn sie haben keinen psychologischen Zusammenhang. Wir können den merkwürdigen Gemüthszustand Lauras, für den gar kein ausreichender Grund vorhanden ist, nur als ein körperliches Leiden betrachten, und ein solches entzieht sich der künstlerischen Darstellung; es gehört in die Medicin. Die künstlerische Darstellung hat nur da einen Sinn, wo der Causalnexus ein geistiger ist. — Unter den episodisch hinzugefügten Schilderungen aus dem Künstlerleben ist manches artig genug, aber doch nicht im entferntesten mit den betreffenden Stellen der „Consuelo“ zu vergleichen. — Es ist sehr schade, daß Georges Sand, vielleicht aus ganz äußerlichen Gründen, ihre Kräfte niemals vollständig zu einem größeren Werke concentrirt hat, daß sie über die Improvisation fast nie hinausgeht. An Eingebungen ist sie unter den neuern Dichtern Frankreichs ohne Gleichen, aber diese allein reichen nicht aus. Sie hat einen großen Theil ihrer Zeit gefesselt, für die Nachwelt aber wird sie, und wir sagen es mit großem Bedauern, vielleicht ganz verloren gehen. Denn auch in ihren besten Werken bleibt doch immer ein irrationeller Rest, der künstlerisch nicht überwunden ist, und der Gedankenreichtum, den sie entwickelt, um diesen Mangel zu verbergen, ist zwar häufig glänzend, aber er entbehrt des Ernstes und der Tiefe, der ihm allein einen bleibenden Werth verleihen kann. —

Wir führen zum Schluß noch zwei belletristische Zeitschriften an, in denen außer andern Beiträgen auch eine Reihe mehr oder minder gelungener Novellen enthalten sind, nämlich:

Argo, belletristisches Jahrbuch für 1854, herausgegeben von Theodor Fontane und Franz Kugler. Dessau, Kay. —

und

Der Phönix, eine Zeitschrift für Kunst, Literatur, Wissenschaft und Industrie. Berlin, Stubenrauch. —

Beide gehen aus der Mitte der Berliner Literatur hervor. In dem ersten finden wir unter andern novellistische Beiträge von Paul Heyse, Theodor Fontane, Franz Kugler, Wilhelm von Merckel, außerdem eine ganze Reihe lyrischer Gedichte. Eigentlich Bedeutendes haben wir darin nicht gefunden, indessen sind manche von diesen Geschichten artig und interessant erzählt. — Der „Phönix“, dessen Redacteur bekanntlich der Kritiker Klein ist, dessen piquante und zuweilen mystische Recensionen ein wesentliches Moment der Berliner literarischen Atmosphäre bilden, enthält unter andern den Anfang eines neuen Romans von Ulline von Schlichtkrull: Morton Varney, der wieder nicht ohne Talent geschrieben zu sein scheint, bei dem wir aber grade wie bei demjenigen, der früher in unsern Blättern besprochen ist, uns die ernstesten, durchaus nicht unreifen, aber ans Trockne streifenden Reflexionen mit dem Wesen einer jungen Dame nicht zusammenreimen können. —